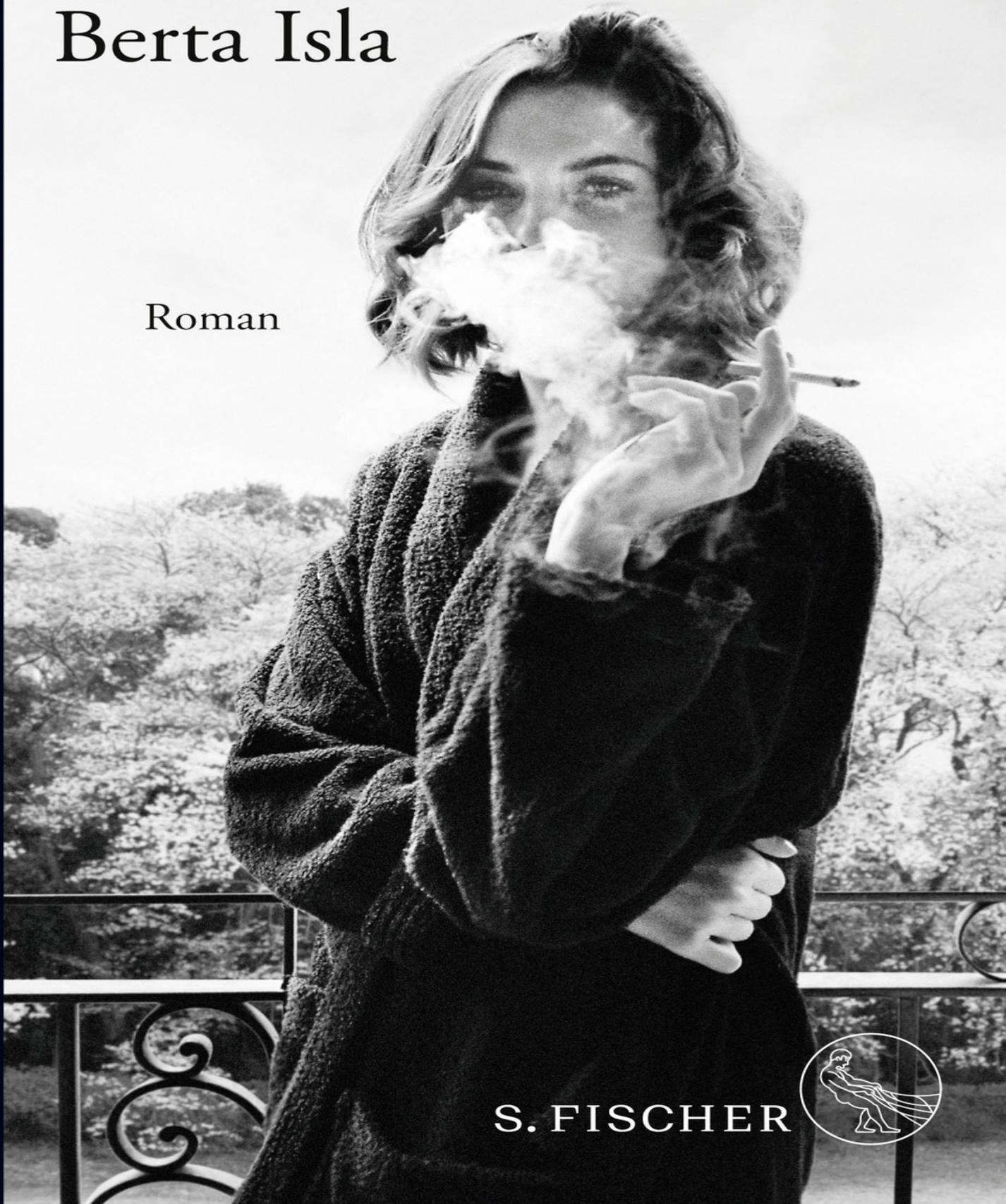


Javier Marías

Berta Isla

Roman



S. FISCHER



Javier Marías

Berta Isla

Roman

Aus dem Spanischen von Susanne Lange

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Eine große Liebe, zerrissen durch ein rätselhaftes Doppelleben. Tomás – halb Spanier, halb Engländer – ist ein Sprachtalent und verliebt in die junge Berta Isla. Sehr früh sind sich beide sicher, dass sie ein gemeinsames Leben wollen. Als er zum Studium nach Oxford geht, bleibt sie jedoch in Madrid zurück – nicht ahnend, dass Tomás dort einen schwerwiegenden Fehler begeht, der beide in eine verhängnisvolle Lage bringt. Schon bald nach seiner Rückkehr vermutet Berta, dass Tomás ein Doppelleben führt. Als er dann zu Beginn des Falklandkrieges plötzlich spurlos verschwindet, beginnt sie endgültig zu hinterfragen, wen sie geheiratet hat.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Javier Marías, 1951 als Sohn eines vom Franco-Regime verfolgten Philosophen geboren, veröffentlichte seinen ersten Roman mit neunzehn Jahren. Seit seinem Bestseller ›Mein Herz so weiß‹ gilt er weltweit als beachtenswertester Erzähler Spaniens.

Sein umfangreiches Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u.a. mit dem Nelly-Sachs-Preis sowie dem Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur. Seine Bücher wurden in über vierzig Sprachen übersetzt.

Über Susanne Lange

Susanne Lange lebt als freie Übersetzerin bei Barcelona. Sie überträgt lateinamerikanische und spanische Literatur, sowohl klassische Autoren wie Cervantes als auch zeitgenössische wie Juan Gabriel Vásquez oder Javier Marías. Zuletzt wurde sie mit dem Johann-Heinrich-Voß-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ausgezeichnet.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

*Für Carme López-Mercader,
das aufmerksame Auge, das sieht,
das aufmerksame Ohr, das hört,
und die Stimme, die am besten rät*

*Und für Eric Southworth,
unfreiwillige Fundgrube fruchtbarer Zitate,
nach einem halben Leben in Freundschaft*

I

Es gab eine Zeit, da war sie sich nicht sicher, ob ihr Mann ihr Mann war, wie man auch im Dämmer Schlaf nicht weiß, ob man denkt oder träumt, ob man seinen Geist noch lenkt oder die Erschöpfung ihn in die Irre führt. Mal glaubte sie, ja, mal nein, oder sie glaubte lieber gar nichts und lebte einfach weiter mit ihm oder diesem Mann, der ihm ähnlich war, älter. Aber auch sie war älter geworden, für sich allein, in seiner Abwesenheit, sie hatte sehr jung geheiratet.

Das waren die besten Phasen, die ruhigsten, angenehmsten, friedlichsten, doch sie dauerten nie lang, es ist nicht einfach, so etwas auszublenden, einen solchen Zweifel. Ein paar Wochen lang konnte sie ihn fortschieben, im gedankenlosen Alltag untertauchen, wie ihn die meisten Erdenbewohner selbstverständlich leben dürfen, die bloß zusehen, wie die Tage anbrechen, ihren Bogen schlagen und zu Ende gehen. Dann bilden sie sich ein, dass es einen Abschluss gibt, eine Pause, eine Trennlinie oder Grenze, die das Einschlafen zieht, aber das ist nicht der Fall: Die Zeit läuft und arbeitet weiter, nicht nur in unserem Körper, sondern auch in unserem Bewusstsein; der Zeit ist es einerlei, ob wir tief schlafen oder wach und aufmerksam sind, ob wir schlaflos daliegen oder sich die Augen

gegen unseren Willen schließen, als wären wir Rekruten auf Nachtwache, ein Dienst, den man bei uns aus unerfindlichem Grund *imaginaria* nennt, vielleicht weil sie als imaginär empfindet, wer gewacht hat, während die Welt schlief, als Traumwacht oder Wachtraum, wenn er sich denn wach halten konnte und nachher nicht unter Arrest genommen oder standrechtlich erschossen wurde, in Kriegszeiten. Ein einziges unbezähmbares Wegnicken, und schon ist man tot, für immer in den Schlaf geschickt. Wie riskant ist doch alles im Leben.

Wenn sie glaubte, ihr Mann sei ihr Mann, war sie nicht so gelassen und stand morgens ohne allzu große Lust auf, den Tag zu beginnen; sie fühlte sich als Geisel des lang Erwarteten, des nun Eintreffenen und nicht mehr Erwarteten; wer es sich im Warten eingerichtet hat, der ist niemals einverstanden mit seinem Ende, glaubt sich betrogen um die halbe Atemluft. Und wenn sie glaubte, er sei es nicht, verbrachte sie eine unruhige, schuldbewusste Nacht und wollte nicht aufwachen, nicht mit dem Argwohn gegenüber dem geliebten Mann ringen, nicht mit den Vorwürfen, die sie quälten. Es widerstrebte ihr, sich so elend verhärten zu sehen. In den Phasen, in denen sie beschloss oder erreichte, an gar nichts zu glauben, spürte sie dagegen den Reiz des unterschwelligeren Zweifels, der aufgeschobenen Ungewissheit, die früher oder später zurückkehren würde. Sie hatte entdeckt, dass ein Leben in reiner Gewissheit langweilig ist und zu einem einzigen Leben verdammt, bei dem das wirkliche und das imaginäre zusammenfallen. Letzterem entkommt jedenfalls niemand ganz. Aber auch der

immerwährende Verdacht ist nicht zu ertragen, denn es ermüdet, ständig sich selbst und die anderen zu beobachten, vor allem den anderen, den Nächsten, und zum Vergleich die Erinnerungen heranzuziehen, die niemals verlässlich sind. Niemand sieht in aller Klarheit, was er nicht mehr vor Augen hat, auch wenn es eben erst geschehen ist und im Zimmer noch der Duft oder der Unmut dessen schweben, der sich gerade erst verabschiedet hat. Jemand muss nur durch die Tür gehen und verschwinden, und schon beginnt sein Bild zu verwischen, man muss nur zu sehen aufhören, und schon sieht man nicht mehr klar oder gar nichts mehr; und mit dem Hören geht es ebenso, ganz zu schweigen vom Fühlen. Wie soll sich da jemand präzise und in richtiger Reihenfolge an das erinnern, was vor langer Zeit geschehen ist? Wie kann man sich detailgetreu den Mann von vor fünfzehn, zwanzig Jahren ins Gedächtnis rufen, den Mann, der ins Bett kam, wenn sie schon lange schlief, und mit seinem Glied in ihren Körper eindrang? Auch das verschwimmt und wird trüb wie bei der Traumwacht des Soldaten. Vielleicht verschwimmt eben das am schnellsten.

Nicht immer hatte ihn der Unmut im Griff gehabt, ihren Mann, halb Spanier, halb Engländer, Tom oder Tomás Nevinson mit Namen. Nicht immer hatte er diesen tiefen Verdruss ausgeströmt, diesen unterschwelligem Ärger, den er mit sich durch die Wohnung schleppte und ihn damit an die Oberfläche brachte. Er begleitete ihn wie eine Aura, ins Wohnzimmer, ins Schlafzimmer, in die Küche, ein drohendes Gewitter über seinem Kopf, das ihm überallhin folgte und sich nur selten entfernte. Deshalb war er wortkarg, antwortete kaum auf Fragen, vor allem nicht auf die heiklen, aber auch nicht auf die harmlosen. Bei Ersteren schob er das Verbot vor, etwas preiszugeben, und schärfte seiner Frau Berta Isla wieder ein, dass sie niemals damit rechnen dürfe. Selbst wenn Jahrzehnte vergangen seien und er schon mit dem Tod ringe, niemals könne er ihr von seinem gegenwärtigem Tun, seinen Aufträgen erzählen, von seinen Missionen, seinem in Abwesenheit gelebten Leben. Berta musste das akzeptieren und akzeptierte es: Ein Bereich, eine Dimension ihres Mannes würde immer für sie im Dunkeln bleiben, immer jenseits ihres Blickfelds, ihrer Hörweite, die ewig verweigerte Erzählung, das halb geschlossene, kurzsichtige oder eher blinde Auge; ihr blieb nur die Vermutung, die Phantasie.

»Ist auch besser, du weißt nichts«, hatte er ihr einmal gesagt, die verordnete Zurückhaltung hinderte ihn nicht daran, sich bisweilen ein wenig auszulassen, rein abstrakt, ohne Hinweis auf Orte oder Personen. »Oft ist es wenig angenehm, man erlebt traurige Geschichten, verdammt zu einem unglücklichen Ende,

für die einen oder die anderen; manchmal ist es unterhaltsam, aber fast immer abstoßend oder, schlimmer noch, deprimierend. Oft habe ich am Ende ein schlechtes Gewissen. Zum Glück geht das schnell vorbei, ist nur vorübergehend. Zum Glück vergesse ich, was ich getan habe, das ist das Gute an der Verstellung, man erlebt es nicht selbst oder nur so wie ein Schauspieler. Schauspieler kehren nach dem Dreh oder der Theateraufführung zu sich selbst zurück, und das Spiel verklingt am Ende. Auf lange Sicht hinterlässt es nur verschwommene Erinnerung wie etwas Geträumtes oder Unwahrscheinliches, jedenfalls Zweifelhafte, ja sogar Fremdes, und man sagt sich: ›Nein, so habe ich mich nicht verhalten können, da spielt mir die Erinnerung einen Streich, das war ein anderes Ich, es ist ein Irrtum.‹ Oder wie bei einem Schlafwandler, der nichts von seinen Handlungen, seinen Schritten weiß.«

Berta Isla war sich im Klaren, dass sie teils mit einem Unbekannten lebte. Und wem es verboten ist, über ganze Monate seines Lebens Auskunft zu geben, der nimmt es als Freibrief, sich gar nicht mehr zu erklären. Aber Tom war ihr auch teils mehr als vertraut, so selbstverständlich wie die Luft. Und die Luft prüft man niemals kritisch.

Fast seit ihrer Kindheit kannten sie sich schon, und damals war Tomás Nevinson fröhlich und unbeschwert gewesen, ohne Nebel, ohne Schatten. Das Instituto Británico in der Calle Martínez Campos neben dem Museo Sorolla, wo er eingeschult worden war, entließ oder setzte seine Schüler mit dreizehn,

vierzehn vor die Tür, also vor der Sekunda, wie man es damals nannte. Die restlichen drei Klassen vor der Universität musste man anderswo absolvieren, und nicht wenige wechselten auf Bertas Gymnasium, das Estudio, wenn auch nur, weil es ebenfalls gemischt und weltlich war, ganz und gar nicht die Regel im franquistischen Spanien, außerdem mussten sie dann nicht das Viertel verlassen, denn das Estudio befand sich in der Nähe, in der Calle de Miguel Ángel.

Wenn sie nicht allzu grauenhaft oder öde waren, schlugen die »Neuen« gewaltig ein beim anderen Geschlecht, der Reiz der Neuheit eben, und Berta verliebte sich schnell in den jungen Nevinson, grundlegend und blindlings. Entscheidungen in Liebesdingen haben etwas Grundsätzliches, Willkürliches, auch ästhetisierend Eitles (man blickt sich um und sagt sich: »mit dem wirke ich gut«), und zwangsläufig beginnen sie zaghaft, mit scheuen Blicken, Lächeln und Geplauder, das die Leidenschaft verbirgt, die dennoch sofort Wurzeln schlägt und unverrückbar zu sein scheint, bis ans Ende aller Zeiten. Natürlich ist es eine rein theoretische, keinesfalls erprobte Leidenschaft, abgekupfert aus Romanen und Filmen, eine herbeiphantasierte Projektion mit einem übermächtigen Bild: Das junge Mädchen sieht sich als Ehefrau des Erwählten und er als ihr Mann, ein Standbild ohne Entwicklung, Abwandlung, Geschichte, dort endet die Vision, keiner von beiden kann darüber hinausgehen und sich in fernen Jahren sehen, die sie nichts angehen und die sie für unerreichbar halten, keiner kann sich etwas anderes vorstellen als den Höhepunkt, nach

dem alles verschwommen wird und zum Stillstand kommt; nur den Hellsichtigsten oder Hartnäckigsten mag es gelingen. In einer Zeit, in der die Frauen bei der Heirat ihrem Namen noch mit einem »de« den ihres Mannes anfügten, beeinflussten Berta bei ihrer Wahl sogar Schrift- und Klangbild ihres Namens in ferner Zukunft. Es war nicht das Gleiche, künftig eine Berta Isla de Nevinson zu sein, ein Name, der Abenteuer und exotische Gegenden heraufbeschwor (eines Tages sollte er so auf ihrer Visitenkarte stehen; was sonst noch, das würde sich schon ergeben), als eine Berta Isla de Suárez, der Name eines Klassenkameraden, der ihr gefallen hatte, bis Tom in der Schule aufgetaucht war.

Sie war nicht die Einzige in der Klasse, die sich so heftig und entschlossen für ihn interessierte, ihn zum Ziel ihrer Wünsche machte. In dem Mikrokosmos sorgte sein Erscheinen regelrecht für Aufruhr, der zwei Quartale anhielt, bis die Besitzverhältnisse geklärt waren. Tomás Nevinson sah recht gut aus, war etwas größer als die meisten, das rotblonde Haar altmodisch nach hinten gekämmt (wie die Piloten aus den Vierzigern oder wie ein Eisenbahner, wenn er es kürzer trug, wenn länger, wie ein Musiker, doch niemals wirklich konträr zum vorherrschenden Stil; es erinnerte an den Nebendarsteller Dan Duryea und, wenn es seine ganze Fülle entfalten durfte, an den Hauptdarsteller Gérard Philipe: für alle mit visueller Neugier oder gutem Gedächtnis), sein ganzes Wesen verströmte den soliden Charakter dessen, der immun gegen die Moden ist und somit gegen die Unsicherheit, die im Alter von fünfzehn so

viele Formen annehmen kann, fast niemand entkommt ihr. Er erweckte den Eindruck, seiner Zeit nicht unterworfen zu sein oder über ihr zu schweben, als mässe er den zufälligen Umständen keine Bedeutung bei, wie etwa dem Tag, an dem man geboren wurde, ja sogar dem Jahrhundert. Im Grunde waren seine Gesichtszüge bloß angenehm, er war beileibe kein Muster jugendlicher Schönheit; sie streiften das Fade, das ein paar Jahrzehnte später rettungslos die Oberhand gewinnen würde. Davor bewahrten sie aber augenblicklich noch die vollen, wohlgeformten Lippen (die zum Nachfahren mit dem Finger, zum Abtasten einluden, vielleicht weniger zum Küssen) und der graue, gequälte Blick, mal matt, mal glänzend, je nach Licht oder beginnender Qual, die sich darin verdichtete: durchdringende Augen, unruhig und länglicher als gewöhnlich, die selten irgendwo ruhten und der sonstigen Gelassenheit seines Gesichts widersprachen. In diesen Augen schimmerte etwas Merkwürdiges durch, oder vielleicht kündigten sich schon die künftigen Merkwürdigkeiten an, die damals bloß geduckt lauerten, als dürften sie noch nicht erwachen, müssten noch reifen, sich entwickeln, um ihre volle Kraft zu entfalten. Die Nase hatte nichts Besonderes, war eher breit, als wäre sie nicht zu Ende gezeichnet, zumindest nicht signiert. Das kräftige Kinn tendierte zum Eckigen, stand etwas hervor und gab ihm einen entschlossenen Ausdruck. Es war das Ganze, das anzog oder seinen Reiz hatte, und entscheidend war nicht so sehr das Aussehen als sein ironischer, unbeschwerter Charakter, offen für sanfte Witze, unbefangen gegenüber dem, was um ihn

herum geschah, aber auch gegenüber dem, was sich in seinem Kopf tat und selbst für ihn meist ein Rätsel blieb, für die ihm Nahestehenden erst recht: Nevinson mied den Blick nach innen und sprach wenig über seine Persönlichkeit und seine Überzeugungen, als hielte er beides für Kinderei oder Zeitverschwendung. Er war das Gegenteil des Jugendlichen, der sich selbst entdeckt, analysiert, beobachtet, sich zu entschlüsseln versucht, der voller Ungeduld herausbekommen will, welche Art Mensch er ist, ohne zu merken, dass alles Forschen nichts nutzt, denn er ist noch nicht fertig gebildet, und die Selbsterkenntnis kommt erst – falls sie denn kommt und nicht immer wieder modifiziert und zunichtegemacht wird –, wenn man gewichtige Entscheidungen treffen und aus dem Bauch heraus agieren muss, und dann ist es zu spät, noch etwas zu ändern und ein anderer zu werden. Jedenfalls interessierte es Tomás Nevinson nicht besonders, jemandem zu zeigen, wer er war, schon gar nicht sich selbst, oder er hatte Letzteres bereits hinter sich und hielt Ersteres für eine Angewohnheit von Narzissten. Vielleicht war es der englische Teil seiner Abstammung, aber letzten Endes wusste niemand richtig, wie er war. Hinter dem freundlichen, offenen, ja mehr als umgänglichen Äußeren lauerte eine Mauer aus Undurchsichtigkeit und Zurückhaltung. Besonders undurchsichtig, weil die anderen sich ihrer nicht bewusst waren, sie kaum wahrnahmen, diese undurchdringliche Schicht.

Er war vollkommen zweisprachig, beherrschte das Englische wie sein Vater, das Spanische wie seine Mutter, und dass er vor allem in Madrid gelebt hatte, seit er sein erstes Wort hervorbringen konnte oder die erste Handvoll Wörter, tat seiner Geläufigkeit oder Beredsamkeit in der ersten der beiden Sprachen keinen Abbruch. Man hatte ihn von klein auf in ihr erzogen, sie war die dominierende bei ihm zu Hause, und jeden Sommer, seit er denken konnte, hatte er in England verbracht. Hinzu kam seine Begabung, auch eine dritte und vierte zu lernen, und sein außerordentliches Geschick, Dialekte, Sprachrhythmen, Ausdrucksweisen und Akzente nachzuahmen, er musste nur kurz zuhören und konnte sie schon perfekt imitieren, ohne zu üben, mühelos. Das brachte ihm Sympathien und Lacher bei seinen Klassenkameraden ein, die ihn um seine besten Vorführungen baten. Wirkungsvoll verstellte er die Stimme und klang tatsächlich wie die Imitierten, zu Schulzeiten vor allem Fernsehstars, der ewige Franco, manchmal ein Minister, der in den Nachrichten eine Spur öfter auftrat als die anderen. Die Parodien in der Sprache seines Vaters hob er sich für die Aufenthalte in London und im Kreis Oxford auf, für die Freunde und Verwandten drüben (aus letzterer Stadt stammte Mr Nevinson), in der Schule im Viertel Chamberí hätte sie niemand verstanden oder beklatscht, mit Ausnahme zweier Klassenkameraden aus dem Instituto Británico, ebenso zweisprachig wie er. Ob er sich in der einen oder der anderen Sprache ausdrückte, niemals hörte man die geringste Spur von Fremdheit heraus, in beiden klang er wie

ein Einheimischer, und so wurde er ohne weiteres als ein Madrider unter vielen akzeptiert, trotz seines Nachnamens; er kannte alle Redewendungen und Jargons, und wenn er wollte, konnte er so dreckig schimpfen wie der dreckigste Kerl der ganzen Stadt, Vororte ausgenommen. Tatsächlich war er einer unter vielen, weitaus mehr ein x-beliebiger Spanier als ein x-beliebiger Engländer. Er schloss nicht aus, im Land seines Vaters zu studieren, aber sein Leben plante er von jeher in Madrid und bald schon gemeinsam mit Berta. Wenn man ihn in Oxford zuließ, würde er vielleicht gehen, aber zweifellos würde er nach seiner Ausbildung zurückkommen und bleiben.

Der Vater, Jack Nevinson, hatte sich vor langen Jahren in Spanien niedergelassen, zuerst ein Zufall, dann kam fraglos Leidenschaft dazu und schließlich die Ehe. Tom wusste nichts von seinem Leben anderswo, wusste nur, dass es eines gegeben hatte. Aber von dem, was die Eltern vor der Geburt ihrer Kinder erlebt haben, wissen diese gewöhnlich nichts, ja es betrifft sie erst, wenn sie längst erwachsen sind und es zu spät für Fragen ist, manchmal. Mr Nevinson verband seine Aufgaben in der britischen Botschaft mit Tätigkeiten beim British Council, wohin ihn der Ire Walter Starkie vermittelt hatte, fünfzehn Jahre lang dessen Leiter in Madrid, 1940 ebenso der Gründer des Instituto Británico und sein langjähriger Direktor, ein begeisterter Hispanist, wanderlustig und Autor mehrerer Bücher über die Gitanos, darunter eines mit dem etwas lächerlichen Titel *Don Gypsy*. Jack Nevinson hatte es gehörige Mühe gekostet, die Sprache seiner Frau zu erlernen,

und obwohl er schließlich Syntax und Grammatik im Griff und einen breiten, wenn auch altmodischen, papierenen Wortschatz hatte, wurde er nie seinen starken Akzent los, weshalb ihn die Kinder zu Hause fast als Eindringling empfanden und sich immer auf Englisch an ihn wandten, damit sie sich das unbezähmbare, dumme Lachen und das Erröten ersparten. Es war ihnen peinlich, wenn spanischer Besuch da war und ihm nichts übrigblieb, als auf diese Sprache zurückzugreifen; in seinem Mund klang sie fast wie ein Witz, wie bei Laurel und Hardy, Dick und Doof, wenn sie mit ihren eigenen Stimmen, ihrer spezifischen Aussprache die alten Filme für die spanischsprachigen Länder synchronisierten (Stan Laurel war Engländer, kein Amerikaner, und ihre Akzente unterschieden sich gewaltig, wenn sie es wagten, ihre Muttersprache zu verlassen). Diese mündliche Unsicherheit in dem adoptierten Land trug dazu bei, dass Tom seinem Vater gegenüber einen unpassenden Paternalismus an den Tag legte, als verleiteten ihn sein großes Talent für Fremdsprachen und das Imitieren anderer Sprechweisen zu dem Glauben, er könne weitaus besser in der Welt zurechtkommen – sie besser überschauen oder sich zunutze machen –, als es Jack Nevinson jemals möglich sein würde, einem Mann ohne besondere Autorität und Entscheidungsgewalt innerhalb der Familie, wenn auch außerhalb, wie er vermutete, mit sehr viel mehr.

Diesen Blick frühreifer Überlegenheit gestattete er sich nicht bei seiner Mutter Mercedes, einer liebevollen, aber äußerst wachsamen Frau, die er zudem im Británico, zu dessen

Lehrkörper sie gehörte, in einigen Fächern als Lehrerin hatte respektieren und dulden müssen. »Miss Mercedes«, so nannten sie die Schüler, war sehr versiert in der Sprache ihres Mannes und benutzte sie ungezwungener als er die ihre, auch wenn sie ebenfalls einen Akzent behielt. Nur ihre vier Sprösslinge hatten keinen: Tom, ein Bruder, und zwei Schwestern.

Berta Isla war dagegen eindeutig Madrilenin (in vierter oder fünfter Generation, eher selten damals), eine dunkle Schönheit, mild, sanft und unvollkommen. Sah man sich ihre Züge im Einzelnen an, war keiner überwältigend, aber ihr Gesicht und ihre Gestalt als Ganzes wirkten verstörend, hatten diese unwiderstehliche Anziehungskraft der fröhlichen, lächelnden Frauen, die auch gern laut herauslachen. Immer schien sie zufrieden zu sein, benötigte sehr wenig dazu oder bemühte sich um jeden Preis darum, was auf viele Männer anziehend wirkt. Vermutlich wollen sie Herr über dieses Lachen werden – oder es ersticken, wenn böse Instinkte überhandnehmen –, wollen, dass es ihnen gilt, oder es selbst hervorrufen und merken gar nicht, dass dieses Gebiss, das da beharrlich aufleuchtet und alle, die es sehen, mit Macht anlockt, so oder so auftauchen wird, ohne dass man es herbeiruft, als wäre es ein fixer Bestandteil des Gesichts wie Nase, Stirn und Ohren. Bertas Neigung zum Lachen zeugte von einem guten Charakter, einem gefälligen sogar, war aber trügerisch: Ihre Fröhlichkeit war natürlich, schnell und spontan, doch wenn sie keinen Grund dafür fand, vergeudete oder fingierte sie sie nicht; sie fand vielerlei Gründe, doch wenn es keine gab, konnte sie sehr ernst werden, traurig

oder ärgerlich. Nie war es von Dauer, als langweilten sie diese finsternen, schroffen Gemütszustände, als brächten sie ihr nichts, keine interessante Entwicklung, und als wäre es einförmig, nicht lehrreich, sie zu verlängern, ein hartnäckiges Tröpfeln, das bloß den Flüssigkeitsspiegel erhöht und nichts verändert; aber sie war auch nicht so dumm, sie zu meiden, wenn sie kamen. Hinter ihrem scheinbaren Harmoniebedürfnis, ja der Naivität, war sie ein junges Mädchen mit klaren Vorstellungen, dickköpfig sogar. Wenn sie etwas wollte, dann holte sie es sich; nicht drauflosstürmend, einschüchternd, zwingend, drängend, sondern mit Überredungskraft, Geschick und Ausdauer, sie machte sich mit einer Entschlossenheit unentbehrlich, als gäbe es keinerlei Grund, seine Wünsche zu verbergen, wenn sie nicht schmutzig oder bössartig sind. Sie hatte die Gabe, im weiteren und engen Freundeskreis, unter ihren festen Freunden, soweit man die Auserwählten der Jugend fest nennen kann, eine fixe Idee zu verbreiten: den Glauben, ihnen könne nichts Schlimmeres geschehen, als sie zu verlieren oder ihre Wertschätzung, ihre heitere Gesellschaft; und ebenso pflanzte sie ihnen die Überzeugung ein, dass es auf der Welt keinen größeren Segen gab als ihre Nähe, als mit ihr das Klassenzimmer, Spiele, Pläne, Vergnügungen, Gespräche oder das gesamte Leben zu teilen. Nicht, dass Hinterlist dabei gewesen wäre wie bei Jago, der lenkt, manipuliert und täuscht, indem er hartnäckig ins Ohr flüstert, auf keinen Fall. Sie selbst glaubte wohl spontan und stolz daran und trug diesen Glauben mit sich, hatte ihn auf die

Stirn gemalt, in ihr Lächeln oder auf die geröteten Wangen und steckte damit an, ohne jede Absicht. Erfolg hatte sie nicht nur bei den Jungen, sondern auch bei den Freundinnen: Sie als solche zu haben, war so etwas wie eine Auszeichnung, zu ihrem Kreis zu gehören, eine Ehre. Erstaunlicherweise erweckte sie weder Neid noch Eifersucht oder nur selten; als hätte ihre umfassende Herzlichkeit sie gegen Abneigung und Missgunst in diesem wechselhaften, willkürlichen Alter gewappnet. Auch Berta schien wie Tomás schon sehr früh zu wissen, welche Art Mensch sie war, welche Art Mädchen und künftige Frau, als hätte sie niemals gezweifelt, dass sie eine Hauptrolle spielte, keine Nebenrolle, zumindest in ihrem eigenen Leben. Manche fürchten dagegen, selbst in der eigenen Geschichte Nebendarsteller zu sein, als wären sie im Wissen geboren, dass die ihre, so einzigartig sie auch sein mag, es nicht wert ist, von jemandem erzählt zu werden, oder nur als Verweis in einer anderen Erzählung dient, die abenteuerlicher und reizvoller ist. Nicht einmal, um sich die Zeit bei einem langen Gespräch nach Tisch zu vertreiben oder in einer durchwachten Nacht am Feuer.

Im dritten Jahr vor dem Abitur wurden Berta und Tom so eindeutig ein Paar, wie man es in diesem Alter nur sein kann, und die anderen Bewerberinnen respektierten es mit einem Seufzer der Billigung, des Verzichts. Wenn Berta tatsächlich Interesse hatte, war es kein Wunder, dass Tomás Nevinson sie bevorzugte, schließlich drehte sich im Estudio seit ein, zwei Schuljahren die männliche Hälfte mit feurigen Blicken nach ihr um, wenn sie ihr auf den weiten Marmortreppen begegnete oder im Hof, in der Pause. Sie zog alle Augen an, ob die der Klassenkameraden oder der Älteren und Jüngeren, und es gab sogar Zehn- und Elfjährige, deren erste ferne, staunende Liebe – Liebe noch ohne diesen Namen – Berta Isla gewesen war, und sie vergaßen sie nie, weder in ihrer Jugend noch als Erwachsene, noch im Alter, auch wenn sie nie einen Satz mit ihr gewechselt und für sie nie existiert hatten. Sogar Jungen aus anderen Schulen schlichen ums Tor und folgten ihr, Eindringlinge, über die man sich im Estudio mit erbostem Besitzanspruch ereiferte, und man passte auf, dass sie niemandem ins Netz ging, der nicht zu »uns« gehörte.

Weder Tom noch Berta, im August und September geboren, hatten die fünfzehn erreicht, als sie verabredeten, gemeinsam zu »gehen« oder »ein Paar« zu sein, wie man damals sagte; sie erklärten sich einander. Sie selbst hatte es sich schon viel früher erklärt, ihre grundlegende, blinde Verliebtheit nur bemäntelt oder unterdrückt, gerade so viel, dass sie nicht aufdringlich oder unverschämt wirkte – wie es damals der Erziehung entsprach, in den Sechzigern des letzten

Jahrhunderts, Mitte der Sechziger bereits –, und damit er, sollte er sich zu dem Schritt entschließen, das Gefühl hätte, nicht bloß ausgewählt und gelenkt worden zu sein, sondern die Initiative ergriffen zu haben.

Ein Paar in so jungen Jahren ist zu einer geschwisterlichen Verschworenheit verdammt, wenn auch nur, weil beide in der Anfangszeit wissen – in der Einweihungsphase, die manchmal den Verlauf des Kommenden prägt –, dass sie damit warten müssen, Liebe und Begehren tatsächlich zu vollenden. In ihren Kreisen hielt man es, damals zumindest, trotz der neu entdeckten, drängenden, oft explosiven Sexualität noch immer für unklug und rücksichtslos, etwas zu forcieren, wenn man es ernst meinte, und Tomás und Berta wussten sofort, dass sie es ernst meinten, dass es keine Liebelei war, die mit dem Schuljahr endete, nicht einmal zwei Jahre später, als sie von der Schule abgingen. Bei Tom Nevinson war es Schüchternheit und die Last der Unerfahrenheit; außerdem ging es ihm wie nicht wenigen Jungen: Sie haben allzu viel Respekt vor der, die sie sich zur Liebe ihres gegenwärtigen, künftigen und ewigen Lebens erwählt haben, sie vermeiden es, zu weit bei ihr zu gehen, wie sie es bei anderen nicht tun, und übertreiben oftmals das Behüten und Umsorgen, da sie ein Ideal in ihr sehen, trotz ihres fragenden Fleisches, ihrer starken Knochen, ihres neugierigen Geschlechts, denn sie fürchten, sie zu entweihen, und machen sie damit fast zu einer Unberührbaren. Und Berta ging es wie nicht wenigen Mädchen: Im Wissen, dass man sie bedenkenlos berühren kann, und voller Neugier

darauf, entweicht zu werden, wollen sie nicht als ungeduldig gelten, schon gar nicht als begierig. So geschieht es nicht selten bei all dem Behüten, den leidenschaftlichen Blicken und tastenden Küssen unter Ausschluss bestimmter Körperzonen, bei all dem rücksichtsvollen Streicheln und Innehalten, sobald die Rücksicht zum Erliegen zu kommen droht, dass sie die Liebe erstmals getrennt und stellvertretend zum Höhepunkt bringen, das heißt, mit zufälligen Dritten.

Beide verloren ihre Jungfräulichkeit im ersten Studiensemester, und keiner der beiden erzählte es dem anderen. In dem Jahr waren sie relativ weit voneinander entfernt, ziemlich weit sogar: Tom wurde in Oxford angenommen, größtenteils dank der Bemühungen seines Vaters und Walter Starkies, aber auch dank seiner sprachlichen Begabung, und Berta schrieb sich an der Complutense in Madrid bei den Geisteswissenschaftlern ein. Die Ferienzeiten sind großzügig an der englischen Universität, ein guter Monat zwischen Michaelmas und Hilary, noch einer zwischen Hilary und Trinity und drei ganze zwischen Trinity und dem nächsten Michaelmas im neuen Studienjahr, so nennt man dort die drei *terms*, fälschlich als Trimester bezeichnet, und Tomás kehrte nach acht, neun Wochen Abwesenheit und harten Studiums nach Madrid zurück und hatte Zeit, sein Leben dort wiederaufzunehmen oder nicht ganz aus den Augen zu verlieren, nicht ganz hinter sich zu lassen oder auszutauschen und niemals etwas davon zu vergessen. Aber während dieser acht, neun Wochen hatten sie auch Zeit, alle beide, den anderen

in die Warteschleife zu schieben, in Klammern zu setzen. Und zugleich wussten sie, dass das Eingeclammerte die Zeit der Trennung war, und wenn sie wieder zusammentrafen, würde alles seinen gewohnten Lauf nehmen. Die wiederholte Abwesenheit macht das möglich: Keine der alternativen Etappen erlangt volle Wirklichkeit, beide bleiben phantasmagorisch, jede verwischt und verneint während ihrer Herrschaft die andere, löscht sie fast aus; und letztlich ist alles, was in ihnen geschieht, weder irdisch noch der Wachzustand, gilt nicht vollends als geschehen, erlangt keine allzu große Bedeutung. Tom und Berta wussten nicht, dass dies ein Vorzeichen für ihr gemeinsames Leben sein sollte, gemeinsam, aber mit spärlicher Präsenz, ohne festes Gleis, oder gemeinsam, doch mit dem Rücken zueinander.

1969 hatten in Europa zwei Trends vor allem die jungen Leute fest im Griff: die Politik und der Sex. Die Pariser Revolte im Mai 1968 und der Prager Frühling, der von den sowjetischen Panzern niedergewalzt wurde, hatten den halben Kontinent in einen – wenn auch kurzen – Aufruhr versetzt. Spanien war außerdem noch immer eine Diktatur, bereits seit über drei Jahrzehnten. Angesichts der Arbeiter- und Studentenstreiks verhängte das Franco-Regime im ganzen Land den Ausnahmezustand, was kaum mehr als ein beschönigender Vorwand war, die bereits schwindsüchtigen Rechte noch mehr zu beschneiden, die Befugnisse der Polizei zu erweitern und ihr ungestraft freie Hand dabei zu lassen, mit wem auch immer was auch immer zu tun. Am 20. Januar starb der Jurastudent Enrique Ruano im Gewahrsam der gefürchteten Brigada Político-Social, von der er drei Tage zuvor festgenommen worden war, weil er Flugblätter verteilt hatte. Die offizielle Version, schlingernd und voller Widersprüche, lautete, man habe den jungen Mann, einundzwanzig Jahre alt, in ein Gebäude in der heutigen Calle Príncipe de Vergara gebracht, um seine Personalien aufzunehmen, doch er habe sich von den drei Wächtern losgerissen und sei im siebten Stock, in dem sie sich befanden, aus einem Fenster gefallen oder gesprungen. Minister Fraga und die Zeitung *Abc* bemühten sich, das Ganze als Selbstmord hinzustellen, erklärten Ruano zu einem schwachen, labilen Geist, indem sie auf der Titelseite in Fortsetzungen einen Brief an seinen Psychiater abdruckten, zerhackt und manipuliert, damit es wie Fragmente aus dem

vermeintlichen Tagebuch eines gequälten Gemüts aussah. Aber kaum jemand glaubte diese Version, und der Vorfall wurde als politischer Mord angesehen, da der Student der Frente de Liberación Popular angehörte, auch »Felipe« genannt, eine antifranquistische Untergrundorganisation ohne Bedeutung, wie zwangsläufig fast alle (ohne Bedeutung und im Untergrund). Die allgemeine Skepsis war berechtigt – und nicht nur, weil alle Regierungen unter der Diktatur notorisch lügen. Siebenundzwanzig Jahre später, als man den Leichnam beim schwierigen Prozess gegen die drei Polizisten exhumierte – bereits in Zeiten der Demokratie –, wurde bestätigt, dass ein Schlüsselbein durchschlagen worden und fast ohne jeden Zweifel eine Kugel in den Knochen eingedrungen war. Damals hatte man die Autopsie gefälscht, die Familie den Leichnam nicht sehen lassen und eine Todesanzeige in der Zeitung verboten; der Informationsminister Fraga rief persönlich den Vater an, damit er nicht protestierte, und gebot ihm mit der Drohung Schweigen: »Denken Sie daran, dass Sie noch eine Tochter haben, um die Sie sich kümmern müssen«, womit er Ruanos Schwester Margot meinte, die ebenfalls politisch tätig war. Auch wenn sich nach so langer Zeit nichts mehr beweisen ließ und die drei Brigadisten, die »Sozialen«, von der Mordanklage freigesprochen wurden – Colino, Galván und Simón lauteten die Namen –, war der junge Mann höchstwahrscheinlich während der Tage seiner Inhaftierung gefoltert worden, auch am letzten, als man ihn in den siebten Stock an der Príncipe de Vergara brachte, erschoss und

hinabstürzte. Eben das hatten bereits seine Genossen 1969 angenommen.

Die Empörung unter den Studenten war so groß, dass an den nächsten Tagen sogar jene an den Protestmärschen teilnahmen, die bisher eher unpolitisch gewesen waren oder nichts riskiert hatten, nicht in Schwierigkeiten geraten wollen, wie Berta Isla. Freunde an der Fakultät überzeugten sie, mit auf die Demonstration zu gehen, zu der man am Abend auf der Plaza de Manuel Becerra aufgerufen hatte, ganz in der Nähe der Stierkampfarena Las Ventas. Diese Versammlungen waren von kurzer Dauer und illegal. Die Policía Armada, wegen der Farbe ihrer Uniformen auch die »Grauen« genannt, wussten gewöhnlich im Voraus Bescheid, zersprengten gewaltsam jede Gruppe, und wenn sich doch eine bilden, festigen, ein paar Meter marschieren, dazu Parolen rufen konnte und sogar Steine auf Geschäfte oder Banken flogen, dann fielen sie sofort zu Fuß oder zu Pferd über sie her, mit ihren langen biegsamen schwarzen Knüppeln (noch länger und biegsamer bei den Reitern, fast wie kurze, dicke Peitschen), und immer war in den Reihen ein besonders Scharfer oder Nervöser, der zur Pistole griff, um noch mehr Furcht zu verbreiten oder selbst weniger zu verspüren.

Als das Scharmützel begann, sah sich Berta in einem Haufen Bekannter und Unbekannter vor den Polizisten davonlaufen. Jeder schlug sich allein in die Büsche, im Vertrauen, dass die Verfolger nicht ihn als Ziel wählten, sondern sich andere zum Verprügeln vornahmen. Sie war ein Neuling bei diesen

Revolten und ahnungslos, wusste nicht, ob man besser in die U-Bahn flüchtete, sich in einer Bar unter die Stammkunden mischte oder auf der Straße blieb, wo man immer wieder loslaufen konnte und nicht irgendwo in der Falle saß. Dagegen wusste sie sehr wohl, dass die Festnahme bei einem politischen Krawall bestenfalls eine Nacht und ein paar Ohrfeigen in der Dirección General de Seguridad bedeutete, schlimmstenfalls einen Prozess und eine Strafe von mehreren Monaten bis zu ein, zwei Jahren, je nach Böswilligkeit des manipulierten Richters, gar nicht zu reden von dem Disziplinarverfahren, das die Universität sofort einleiten würde. Sie wusste ebenso, dass sie die Tatsache, eine Frau zu sein, blutjung dazu (es war ihr erstes Semester), nicht vor der fälligen Strafe retten würde.

Sie verlor ihre Freunde schnell aus den Augen, spürte Panik in der finsternen Nacht, kaum erleuchtet von den matten Laternen, lief wahllos mal in die eine, mal in die andere Richtung, spürte die Januarkälte nicht mehr, sondern die Hitze einer unbekannteren Gefahr; instinktiv wollte sie sich vom Tumult absetzen und rannte vom Platz in eine schmale Nebenstraße fast ohne Demonstranten, das Gros hatte sich andere Wege gewählt oder wollte sich nicht allzu sehr zerstreuen, damit man wieder zusammenfinden und noch einen vergeblichen Anlauf unternehmen konnte, denn Furcht und Wut wuchsen, die Gemüter waren erhitzt, der Puls beschleunigt, jede Berechnung verbannt. Sie rannte entsetzt weiter, als wäre der Teufel hinter ihr her, sah dabei aus dem Augenwinkel niemanden mehr, weder rechts noch links, und

flog mit dem Gedanken voran, nie mehr innezuhalten oder erst, wenn sie sich sicher fühlte, wenn sie außerhalb der Stadt oder zu Hause wäre, und da kam ihr in den Sinn, sich umzublicken, ohne die Geschwindigkeit zu drosseln – vielleicht hatte sie ein seltsames Geräusch gehört, ein lebhaftes Schnauben oder Stampfen, das Geräusch eines Sommerurlaubs im Dorf, auf dem Land, ein Geräusch aus der Kindheit –, und da sah sie hinter, fast über sich die Riesengestalt eines berittenen Grauen mit geschwungenem Knüppel, im Begriff, ihr einen Hieb auf Nacken, Hintern oder Rippen zu versetzen, der sie zweifellos zu Boden geworfen und bewusstlos oder benommen zurückgelassen hätte, ohne reagieren oder weiterfliehen zu können, dazu verdammt, einen zweiten und dritten abzubekommen, wenn der Polizist erbarmungslos war, wenn nicht, zumindest weggeschleift und in Handschellen in einen Wagen gesteckt zu werden, womit die Gegenwart ins falsche Gleis geraten würde, die Zukunft auf ewig verloren nach ein paar Minuten Unbesonnenheit und Pech. Sie sah das Gesicht des schwarzen Pferdes und, wie ihr schien, auch das des grauen Mannes, obwohl seine Stirn von dem Helm, sein Kinn von dem Riemen verdeckt wurde, der verstärkt war und etwas nach oben gerutscht. Berta straukelte, erstarrte nicht vor Schreck, sondern beschleunigte mit der letzten Kraft der Verzweiflung sinnlos ihren Lauf, das tut man letztlich immer, auch wenn man bereits verurteilt ist, was vermögen schon zwei Mädchenbeine gegen die eines schnellen Vierbeiners, und dennoch forcieren diese Beine den Lauf wie bei einem

unwissenden Tier, das immer noch hofft, entkommen zu können. Da tauchte aus der Nebengasse ein Arm auf, eine Hand zog energisch an ihr, brachte sie aus dem Gleichgewicht und zu Fall, entriss sie jedoch dem sicheren Zusammenprall mit Knüppel, Pferd und Reiter. Die trieb es voran, die Trägheit trug sie noch einige Meter weiter, ein Pferd kann nicht scharf bremsen, und vermutlich würden sie es auf sich beruhen lassen, sich andere Umstürzler zum Bestrafen suchen, es gab Hunderte davon in der Nähe. Die Hand stellte sie mit einem weiteren Ruck wieder auf die Beine, und Berta fand sich vor einem gut aussehenden jungen Mann, der alles andere als ein Student oder Demonstrant zu sein schien: Umstürzler trugen weder Krawatte noch Hut, der junge Mann jedoch schon, dazu einen Mantel, der elegant sein wollte, lang, marineblau und mit hochgeschlagenem Kragen. Er machte einen altmodischen Eindruck, dieser Hut mit der schmalen Krempe, als hätte er ihn geerbt.

»Bloß weg, Mädchen«, sagte er. »Und zwar fix.« Erneut zog er an ihr, wollte sie fortreißen, sie führen, retten.

Bevor sie jedoch durch das Gässchen verschwinden konnten, tauchte der berittene Polizist wieder auf, er hatte sich beeilt, zu seiner Beute zurückzukehren. Hatte sein Reittier gewendet und kam im Galopp heran, als machte es ihn wütend, ein Stück Wild zu verlieren, das er sich herausgepickt hatte und schon im Sack oder beinahe. Jetzt würde er sich zwischen zwei entscheiden müssen, Berta oder dem jungen Mann, der es gewagt hatte, sie ihm zu entreißen, aber wenn er schnell und treffsicher